Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 6 | Sonntag den 11. Februar | 1906

Der Handwerksbursch.

Ein Lebensmärchen von Walter Schmidt-Hässler.

(6. Fortsetzung.)

Der Arzt schien einen lauten Ruf der Ueberraschung ausstoßen zu wollen, aber Oswald legte bedeutsam und rasch den Finger auf seine Lippen und fuhr leise in fast hauchendem Tone fort:

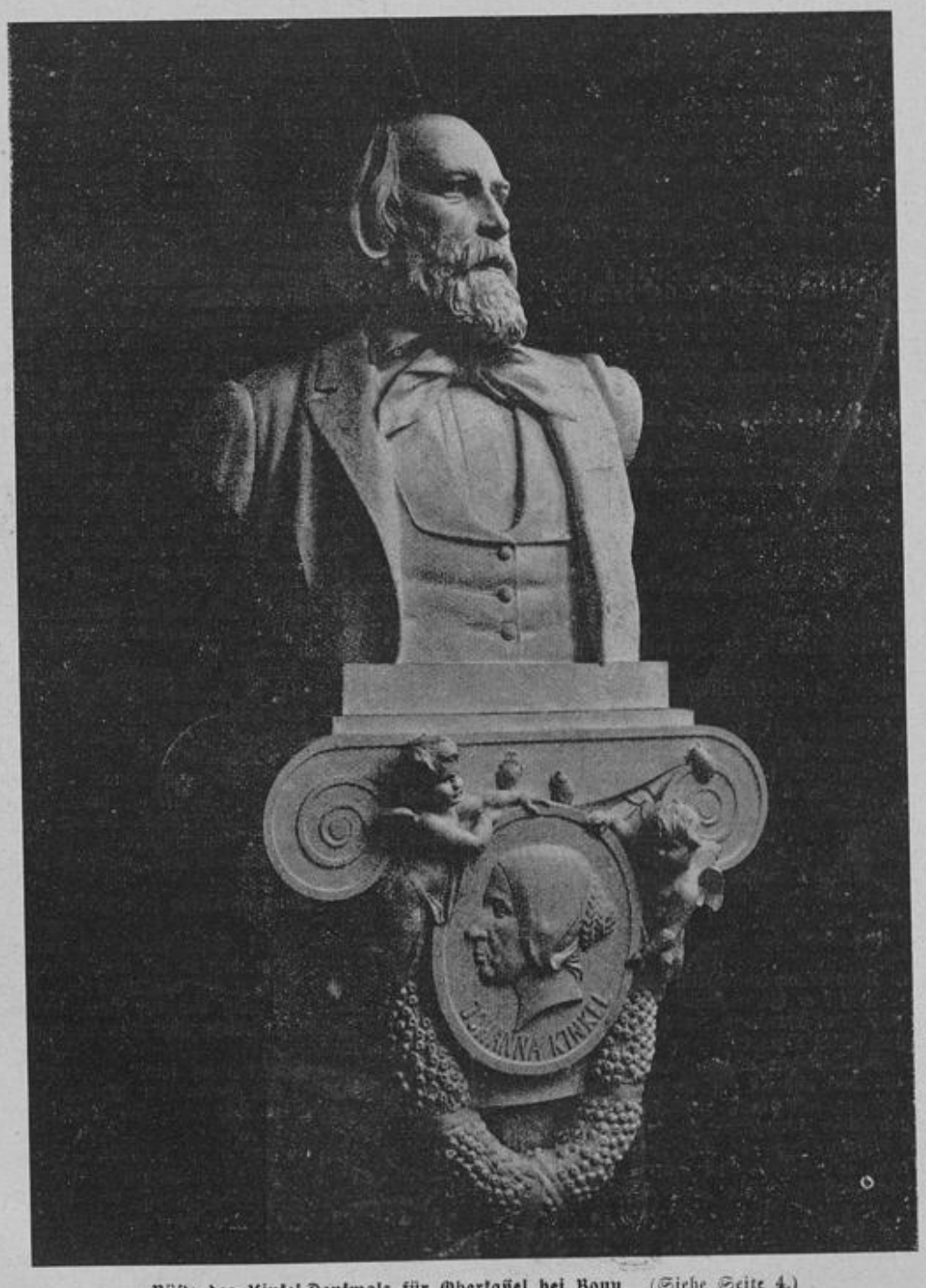
„Ja, Doktor, ein Verbrechen oder sogar deren zwei, einen geschehenen und einen im Entstehen begriffenen Mord, wie er infamer und meuchlerischer nicht gedacht werden kann. Aber alles basiert bei mir nur noch auf Vermutungen, noch habe ich keinerlei Beweis und muß mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen, wenn ich mein Ziel erreichen und das bedrohte Menschenleben retten will. Dazu brauche ich aber einen Bundesgenossen, und der müssen Sie mir sein!“

„Zählen Sie selbstverständlich auf mich in weitestem Umfange. Aber auf wen um aller Heiligen willen haben Sie Verdacht?“

„Das kann ich Ihnen jetzt noch nicht sagen, wenn ich nicht von vornherein Ihr Urteil beeinflussen will. Ich bitte Sie vorläufig nur um eines: beobachten Sie oben im Schloß selbst alles und zwar mit der größten Genauigkeit. Und vor allem beantworten Sie mir ein paar Fragen.“

„Nun?“

„Wenn man fortgesetzt, Abend für



Büste des Kinkel-Denkmals für Oberkassel bei Bonn. (Siehe Seite 4.)

(Nachdruck verboten.)

Abend in drei Stunden, also um 10, 11 und 12 Uhr, einem Manne, der an den Folgen eines influenzartigen Fiebers leidet, einen Teelöffel Opium eingibt, muß ihn das mit der Zeit nicht zweifellos töten?“

„Aber selbstverständlich? Wer tut denn aber das?“

„Das weiß ich nicht! Aber daß es geschieht, sagen mir alle Symptome, die ich gestern an dem Kranken beobachtet habe. Die Medizin macht den harmlosesten Eindruck, das Rezept bestätigt es. Und doch befindet sich das Gift im Zimmer, und der Kranke erhält es — aber von unsichtbarer Hand. Und diese Hand bei der Ausübung ihres satanischen Werkes zu halten mit eisernem Griff, dazu hat das Geschick mich und Sie berufen.“

„Aber, wenn dem wirklich so wäre, liebster Freund, so müßte der Unglückliche ja längst tot sein, denn diese Dosis, alltäglich fortgesetzt, vertrüge keine ohnedies geschwächte Konstitution.

„Das weiß ich wohl. — Darum steckt hinter der ganzen Sache ein bestimmtes System, nach welchem der Mörder arbeitet, hinter das ich kommen muß, bevor es zu spät ist. Gestern nachmittag zum Beispiel fand ich den Grafen im

Lehnstuhl, sehr leidend und angegriffen zwar, aber immerhin im Zustand eines normalen Kranksein, wenn ich mich so ausdrücken darf. Seit heute nacht liegt er regungslos in dem totenähnlichen Schlaf, kalte Schweißperlen auf der Stirn, mit allen Anzeichen langsamer Opiumvergiftung."

„Und wer hat ihm gestern die vorgeschriebene Medizin verabfolgt?"

„Ich!"

„Und nach dem Gebrauch des Medikamentes?"

„Traten alle Symptome der Vergiftung mit geradezu entsetzlicher Deutlichkeit ein."

„Und Sie waren allein im Zimmer und hatten vorher die Medizin geprüft?"

„Ganz genau — auch mit dem Rezept verglichen. Aber nun kommt das Wunderbare. Die Flüssigkeit roch beim zweiten Male bedeutend intensiver, als zuerst, so daß ich sofort den Verdacht faßte, reines Opium zu geben, anstatt eines harmlosen Schlafmittels."

„Und niemand war außer Ihnen im Zimmer?"

„Kein Mensch! Das Zimmer hat keinen zweiten Eingang, und die Fenster waren von innen fest geschlossen."

Der Arzt schüttelte den Kopf und sah Oswald nachdenklich an.

„Ich werde also sehr genau beobachten und peinlich gewissenhaft untersuchen. Verlassen Sie sich darauf!"

„Was ist Doktor Möhringen für ein Mann?" fragte Oswald unvermittelt.

„Ein guter, alter Herr mit weißem Haar. Etwas stark rückständig und völlig ancien régime. Er ist einer von denen, die mit altersschwachen Augen ihrer ebenso altersschwachen Praxis so lange den hausärztlichen Höflichkeitsbesuch machen, bis sie den offiziellen Totenschein auszustellen haben."

„Aha! Das hab' ich mir gedacht. So einen brauchte man eben, und da ein ebensolcher auch gerade Hausarzt der Familie war, so konnte ja gar nichts erwünschter kommen. Da hat Sie der Himmel hergeführt, Neumark, und — nicht wahr, ich darf Sie von diesem Moment an als Verbündeten betrachten?"

„Selbstverständlich! Bedarf das wohl noch einer besonderen Versicherung? Aber Sie sprachen noch von einem zweiten Mord, wenn ich nicht irre!"

„Von einem bereits geschehenen! Jawohl. Aber auch das ist natürlich nur eine Vermutung, auf die ich lediglich durch den anderen Verdacht hingeleitet worden bin. Darüber kann ich Ihnen nicht einmal eine Andeutung machen! Nur eins möchte ich Sie fragen! — Sie sind ja Jäger und ein großer Zoologe vor dem Herrn. Ist es möglich, daß Füchse einen Leichnam, der im Freien liegt, bis zur Unkenntlichkeit entstellen können?"

„Je nachdem! Es kommt wohl vor, wenn diese Raubtiere sehr hungrig sind. Aber selten genug ist es!"

„Ich danke Ihnen! — Übrigens, sehen Sie, da drüben in einer Talsenkung liegt Schloß Neudeck. In einer kleinen Viertelstunde sind wir am Ziel".

„Ich brenne ordentlich auf diesen Krankenbesuch, Oswald," sagte der Arzt mit blitzenden Augen. „Sie haben durch Ihre unheimlichen Mitteilungen meinen ganzen Ehrgeiz geweckt! — Es sollte mich stolz machen, wenn es mir gelänge, dem Unsichtbaren einen Strich durch die Rechnung zu machen".

„Aber vorsichtig!" mahnte Oswald. „Denn glauben Sie mir, wir haben es mit einem raffiniert schlauen Satan zu tun, den man nur in flagranti erwischen kann."

„Vor allen Dingen werde ich sofort ein Medikament verschreiben, welches keine Spur von Opium enthält."

„Im Gegenteil! Ich beschwöre Sie, denn das würde den Mörder auf der Stelle stutzig machen und ihn einen anderen Weg einschlagen lassen, auf dem ich ihn vielleicht nicht so sicher kreuzen könnte, wie auf dem bisherigen. — Lassen Sie's bei der Medizin. Nur ordnen Sie an, daß ich, kein anderer, den Kranken bedient, daß ich direkt in seinem Krankenzimmer schlafe. So nur kann ich ihn bewachen!"

„Gut! So wollen wir's halten!"

Wenige Minuten später hielt der Wagen am Schloßtor, und Oswald geleitete den Arzt in das Krankenzimmer seines Herrn.

Am Bett saß Thea, die keinen Augenblick seit Oswalds Fortgang von ihrem Vater gewichen war, was den jungen Mann beruhigt aufatmen ließ.

Nachdem Neumark den Kranken eingehend untersucht und Puls und Temperatur gemessen hatte, prüfte er die Arznei.

In demselben Augenblicke trat Baronesse Julia ein, der sich Neumark sofort galant vorstellte, wobei Oswald beobachtete, daß der junge Arzt von der eigenartigen Schönheit der jungen Dame sichtlich betroffen war. Er ließ kein Auge von dem schönem Gesicht mit den leuchtenden dunklen Augen unter dem dichten, fast flammroten Haar.

Sie hingegen schien von seiner Anwesenheit weniger entzückt zu sein.

„Glauben Sie, Herr Doktor," fragte sie, „daß Herr Doktor Möhringen längere Zeit krank sein wird? Der Herr Graf hat zu ihm ein so unbedingtes Vertrauen, daß schon seine bloße Anwesenheit günstig auf ihn wirken müßte."

Neumark zuckte die Achseln. „Herr Doktor Möhringen ist ein alter Herr, und in seinen Jahren läßt sich die Dauer einer wirklichen Krankheit schwer berechnen. Baronesse müssen inzwischen schon mit meinem jungen Wissen fürlieb nehmen, und ich denke, mein bestes Können einzusetzen, den Herrn Grafen zu retten."

„Wir wollen das Beste hoffen," entgegnete Julia mit einem schmerzlichen Blick auf den Kranken, einem Blick, in dem eine Fülle von ängstlicher Sorge lag, „und wir vertrauen Ihnen selbstverständlich vollkommen."

„Sehr verbunden, Baronesse!" erwiderte der Arzt mit leichter Verbeugung. „Glücklicherweise bin ich mir auch schon im wesentlichen über die Hauptsachen des Leidens nach meiner Untersuchung klar. Ich glaube, mir die Diagnose richtig gestellt zu haben, und so ist mir um das weitere nicht allzu bange."

„So sagen Sie mir, Herr Doktor, was fehlt meinem armen Onkel, wie nennt sich die Krankheit, die sein teures Leben bedroht?"

Sie sah entzückend aus, wie sie dastand am Fußende des Bettes, die großen Augen in angstvoller, stummer Frage auf das Antlitz des Arztes geheftet, als wollte sie Tod oder Leben von seinen Lippen lesen.

Neumark zuckte die Achseln und sah ihr fest in die Augen, als er sagte:

„Den Namen des Leidens kann ich Ihnen so kurz und klar nicht bezeichnen. Aber die Ursache kenne ich, und das ist mir schon sehr viel! — Es ist ein langsames, allgemeines Abnehmen der Kräfte, ein systematischer Zerfall, den nur ein ganz energisches Vorgehen aufzuhalten vermag. Vor allen Dingen muß ein völlig zuverlässiger Mensch Tag und Nacht, besonders aber nachts beständig um den Kranken sein, hier im Zimmer schlafen und ihm alle halbe Stunden eine neue Medizin gewissenhaft eingeben, die ich sogleich verordnen werde."

„Zu diesem Nachtdienst erbiete ich mich mit Freuden!" sagte Julia mit dem gewinnendsten Lächeln um den reizenden Mund.

„Sie scherzen, Baronesse!" fiel der Arzt ein. „Eine zarte junge Dame ist solchen fortgesetzten Anstrengungen auf keinen Fall gewachsen, dazu gehört die zähe Ausdauer eines gesunden und kräftigen Mannes."

„Dann gestatten Komtesse Thea," sagte Oswald ruhig, „daß ich von heute ab mein Zimmer mit dem Aufenthalt hier unten tausche."

„Ich bitte Sie sogar darum, Fritz," erwiderte Thea mit leuchtenden Augen, „denn ich weiß, wie zuverlässig und gewissenhaft Sie sind."

„Ich werde mir gestatten, in den kleinen Alkoven hier nebenan mir ein Lager zurechtzumachen, so bin ich jeden Augenblick sofort zur Hand."

„Das halte auch ich für das Beste", sagte Julia, „und es ist wirklich sehr opferwillig von Ihnen, die ganze Mühe und Verantwortung allein übernehmen zu wollen. Ich danke Ihnen!"

„Bitte, gnädigste Baronesse, ich erfülle damit nichts weiter, als meine Pflicht!" entgegnete Oswald, der ganz erstaunt war, daß dieses Arrangement so sehr den vollen Beifall der roten Baronin fand, wo er doch eigentlich das Gegenteil erwartet hatte.

„Und wann, Herr Doktor, kommen Sie wieder, nach meinem Vater zu sehen?" fragte Thea, die zu dem Arzt, der so ungemein klar und sicher auftrat, vom ersten Moment an vollstes Vertrauen empfand.

„Morgen mit dem 11 Uhrzug werde ich wieder hier sein, gnädigste Komtesse, für den Augenblick besteht keine unmittelbare Gefahr."

Damit trat er an den Schreibtisch, um das Rezept aufzuschreiben, während Julia das Zimmer verließ mit den Worten: „Ich werde selbst sofort dem Reitknecht Weisung geben, zur Apotheke zu reiten und die Medizin machen zu lassen."

Sie ging, und Oswald schaute ihr nach mit dem Gedanken: „Was wird sie dem zuverlässigen Monsieur Francois außer dem Rezept noch für Kommissionen geben?!"

Als Doktor Neumark sich empfahl, gab ihm Oswald das Geleite.

Wortlos gingen sie nebeneinander her durch die leeren Gemächer, die hohen Säle, von deren Wänden ihr Schritt widerhallte, wie in einem ausgestorbenen Hause, durch die säulengetragene Vorhalle, die breite Freitreppe zwischen den buntblumigen Gewächsen hinunter.

Stumm schritten Sie weiter durch die Kieswege des Vorgartens bis an das schmiedeeiserne Gittertor, hinter dem der Wagen hielt, der Neumark wieder zur Bahn brachte, da der Zug nach der Residenz in kurzer Zeit bequemen Anschluß hatte.

„Nun?" fragte Oswald leise, während er ziemlich geräuschvoll die Pforte aufschloß.

„Stimmt!" klang es ebenso leise zurück.

„Zu spät?"

„Nein, noch nicht! Aber gerade zu rechter Zeit!" Dann fügte Neumark so laut hinzu, daß es der alte Johann bequem hören konnte: „Ich komme also morgen mit demselben Zug, Herr Weber, es wäre mir erwünscht, wenn Sie mich von der Bahn abholten und mir auf dem Wege schon genauen Bericht über den Verlauf der heutigen Nacht abstatten wollten."

„Ich werde pünktlich da sein," erwiderte Oswald, indem er sich zeremoniell mit der den Domestiken geziemenden Ehrerbietung empfahl.

Dann wandte er sich, ohne sich umzuschauen und ging langsam zurück.

Jetzt wußte er, was er zu tun hatte. Sein Plan stand fest.

Im Schlosse erwartete Baronesse Julia ihn in dem Zimmer vor dem Gemach des Kranken und war von einer so herablassenden Leutseligkeit, daß er sich diesen plötzlichen Umschwung absolut nicht zu erklären wußte.

Zuerst dankte sie ihm auf das Freundlichste für sein aufopferndes Anerbieten, das ihr um so willkommener sei, da sie durch die langen,

schlummerlosen Nächte sich selbst so schwer angegriffen fühle, daß ihr eine Zeit der Ruhe unbeschreiblich notwendig sei.

Seine Idee, sich in dem kleinen Alkoven einzurichten, der mit dem Krankenzimmer eigentlich nur einen Raum bildete und nur durch ein riesiges Gobelin von diesem getrennt war, fand ihren vollsten Beifall, und sie hatte schon Auftrag gegeben, daß man eins der Fremdenbetten dort für ihn aufschlagen sollte, damit sein eigenes Bett in seinem Zimmer verblieb, für den Fall, daß er am Tage ein paar Stunden Schlaf nachzuholen beabsichtigte.

Oswald wußte nicht, wie er für diese fürsorgliche Güte danken sollte, und fügte sich selbstredend mit vollster Unterwürfigkeit und meisterhaft gespielter Bescheidenheit den Wünschen der Baronesse, was sie auch offenbar erwartet hatte.

Dann zog er sich auf sein Zimmer zurück, wo er sich einschloß und sofort an die Ausführung seines Planes ging, denn er hatte sich fest vorgenommen, keinen Augenblick zu verlieren.

Er schrieb an seinen Freund Keßler einen eingehenden Brief, worin er ihn bat, alles stehen und liegen zu lassen und sofort hierher zu reisen. „Es hängt vielleicht ein wertvolles Menschenleben von dieser Reise hierher ab, und ich weiß ja, daß ich mich in ernsten Dingen blind auf Dich verlassen kann," so schrieb er ihm. „Und diese Sache ist ernst, so ernst, wie nur eine. In meinem Schreibtische, im zweiten Fache links, wozu ich Dir ja die Schlüssel in Verwahrung gegeben habe, findest Du eine größere Summe in Banknoten und ein Scheckbuch auf die Vereinsbank. Fülle einen Scheck, den ich für alle Fälle vor meiner Abreise schon unterschrieben, mit einer Summe aus, die Du für den Zweck für ausreichend befinden wirst, behebe das Geld und mache Dich unverzüglich auf den Weg hierher.

Vorher aber begib Dich auf ein Privatdetektivbureau, laß Dir einen findigen Beamten empfehlen, der unter irgend einer von Dir zu bestimmenden Maske mit Dir reist und triff so schnell wie möglich in dem kleinen Landstädtchen ein, das unsere nächste Bahnstation hat. Nimm in der „Goldenen Krone" Wohnung und zwar harmlos unter Deinem Namen, als Sommerfrischler, oder was Du sonst denkst, und gib mir Nachricht von Deiner Anwesenheit durch einen möglichst harmlosen Brief unter F. W. bahnpostlagernd.

Ich hole den Arzt täglich von der Station und finde so am besten Gelegenheit, den Brief in Empfang zu nehmen. Alles weitere erfährst Du dann hier."

Dann gab er ihm noch einige Weisungen für Fritz, verschloß den Brief und barg ihn in einer Brusttasche im Innern seiner Weste.

Damit war ein wichtiger Teil seines Tagewerks getan, und er begab sich hinunter in die Herrschaftsräume, um dem Diener Hans bei der Einrichtung des Alkovens behilflich zu sein.

Aber alles war schon fertig, als er kam. Es blieb ihm nichts mehr zu tun übrig.

Sein Bett stand tief hinten in dem fensterlosen Raume, davor ein kleines Nachttischchen mit Licht und Streichhölzern.

Von dem Bette selbst bis zum Vorhang ins Krankenzimmer waren es ungefähr drei bis vier Schritte, so daß der leiseste Ton des Leidenden unbedingt von ihm gehört werden mußte.

Als er ganz allein in dem großen Raume war, sah er sich mit gespanntester Aufmerksamkeit zum ersten Male um.

An derselben Wand, wo der Eingang zum Alkoven sich befand, stand das Bett des Grafen unter einem schweren Baldachin von dunkelgrünen Stoffen, die portierenartig zu beiden Seiten am Kopfende herabhingen.

Rechts neben dem breiten Lager an der Seite des Alkovens stand ein kleines Etablissement, ein Sofa, Tisch und zwei kleine Taburetts, links neben dem Bett, dicht an der Wand, der Toilettentisch mit den Flakons und den Medikamenten unter einem altmodischen, etwa meterhohen Spiegel in Barockrahmen, der wie alle Stuckarbeiten des Zimmers in die Wand eingelassen war. Gegenüber befanden sich zwei hohe Fenster, an der einen Zwischenwand der Kamin, an der anderen die mächtige Flügeltür, die in das Wohnzimmer führte.

Oswald hatte fest vermutet, irgendwo ein Wandgetäfel zu finden, das eine geheime Tür bergen konnte, wie man sie so oft in alten Schlössern und Herrenhäusern findet, aber davon zeigte sich zu seiner nicht geringen Enttäuschung auch nicht die leiseste Spur. Die Wände bedeckte eine einförmige dunkelgrüne Tapete fast ohne jedes Muster, so daß die Möglichkeit eines geheimen Einganges absolut ausgeschlossen war.

Er fand keine Erklärung, so sehr er auch grübelte; nur eines erschien ihm auffallend, konnte aber ebenso gut eine Täuschung sein, die sein geradezu krankhaft gewordener Argwohn verschuldete. Wenn er sich in dem Kabinett befand, war jeder Versuch, von seinem Bett aus das Lager des Kranken zu übersehen, ein Ding der Unmöglichkeit.

Aber man hätte es auch nicht gut anders stellen können, das gab er zu.

Am Nachmittag beschloß er, den Stallburschen Christian aufzusuchen und sich auf irgend welche Weise sein Vertrauen zu gewinnen, denn dieser Mensch war ihm momentan von allen Bewohnern des Schlosses für seine Zwecke die unentbehrlichste und wichtigste Persönlichkeit.

Diesem jungen Menschen hatte er in dem großen Spiel um das wichtige Leben, das er retten wollte um jeden Preis eine Rolle von ganz hervorragender Bedeutung zugeteilt.

Er fand den Burschen nicht, und ziemlich enttäuscht wollte er eben von den Wirtschaftsgebäuden in das Haus zurückkehren, als er ganz unvermittelt dicht vor der Treppe auf Komtesse Thea stieß, die stehen blieb, als er an ihr vorüber wollte. Auch er blieb stehen und erwartete, daß sie ihn anredete.

„Hat der Doktor Ihnen noch etwas gesagt, Herr Weber?" begann sie fast schüchtern. „Bitte, sagen Sie mir die Wahrheit, verhehlen Sie mir nichts, denn Sie sehen mich gefaßt auf das Allerschlimmste."

„Um so mehr freue ich mich, gnädigste Komtesse, Ihnen sagen zu können, daß der Arzt die beste Hoffnung hat, das Leben des Herrn Grafen noch lange zu erhalten, zum Heile derer, die ihn lieben. Ich halte den Arzt für einen sehr tüchtigen Mann, der seine Kunst versteht und der nicht gewohnt ist, leere Redensarten zu machen."

„So glauben Sie wirklich — daß er noch Hoffnung hat?" rief Thea mit einem so wundersamen Aufleuchten der großen Augen, daß sie ihm schöner erschien als je zuvor.

Es überrieselte ihn wie ein wonniger Schauder, sein junges, heißes Blut stieg rascher klopfend in seine Schläfen, und mit aller Energie mußte er sich Zwang antun, dem lieblichen Mädchen nicht mit den herzlichsten Worten seinen ritterlichen Schutz anzutragen.

„Gnädigste Komtesse," sagte er ernst, „ich glaube mich durch langjährigen Verkehr in den ersten Häusern der Großstadt ein klein wenig auf Menschen und Physiognomien zu verstehen und irre mich sicherlich nicht in Herrn Doktor Neumark, der den Eindruck eines Mannes auf mich macht, der ganz sicher weiß, was er will, und mit klarem Blick die Sachlage übersieht. Und sein Urteil ist ein günstiges, das weiß ich bestimmt."

„Ich glaube Ihnen — Fritz!" entgegnete Thea, „obwohl ich mir selbst nicht klar bin, weshalb ich Ihnen so vertraue. Ich will es Ihnen ganz offen gestehen, daß Sie mir rätselhaft sind, daß ich nicht klug werde aus Ihnen, denn ich kann Ihr Benehmen, Ihre Manieren, Ihre Art, sich auszudrücken, nicht mit ihrem Stande vereinigen. Sie sehen, wie offen ich bin, denn ich kann nun einmal Dinge, die mich beschäftigen, nicht verheimlichen."

„Dann gestatten mir Komtesse wohl," sagte Oswald mit feinem Lächeln, „daß ich mir bescheiden erlaube, Ihnen über das, was Ihnen an mir rätselhaft erscheint, eine Erklärung zu geben; ich möchte nicht, daß meine Herrin in mir irgend etwas Geheimnisvolles erblickt, was imstande wäre, das Vertrauen, dessen ich mich würdig machen möchte, zu stören und zu beeinträchtigen. Gestatten mir Komtesse diese kurze Erklärung?"

Thea nickte und schritt langsam weiter, den Treibhäusern zu und gab auf diese Weise stumm Oswald die Erlaubnis, ihr zu folgen.

Er begriff sofort, daß die Komtesse ihn vom Hause während seiner Erklärung entfernen wollte, bückte sich schnell nach einer Gießkanne, die unter anderen Gartengerätschaften stand und schritt neben seiner jungen Gebieterin her.

„Ich bin kein Proletarier in gewöhnlichem Sinne, gnädigste Komtesse," begann er, „kein Kind aus dem Volke, wie man bei meiner Stellung voraussetzen sollte. Mein Vater war ein begüterter Kaufmann, meine arme Mutter die Tochter eines Pastors, eine kluge, feinfühlige Frau, die um alles gern aus ihrem einzigen Sohn einen Gelehrten gemacht hätte. Ich habe eine ausgezeichnete Schulbildung, eine tadellose Erziehung genossen, bis das Unglück über uns hereinbrach und mein Vater durch gewagte überseeische Spekulationen total verarmte.

Ich verlor mein Erbe, meine Eltern, meine Heimat, und niemand auf der Welt kümmerte sich um den aus all seinen bisherigen Verhältnissen gerissenen Waisenknaben.

Verwandte hatte ich nicht, Freunde noch weniger, und zum Betteln war ich zu stolz.

Ich war siebzehn Jahre alt, jung und kräftig, und da mein Erlerntes für keinen würdigen Beruf ausreichte, so machte ich's wie die Amerikaner, die von keiner ehrlichen Arbeit glauben, daß sie schändet, und ergriff das erste beste, was sich bot, um mein Brot zu verdienen.

Ich fand als Diener eine gute Stelle bei einem vornehm denkenden Herrn, der mich eines Vertrauenspostens würdigte, bis eigenartige Verhältnisse mich von ihm forttrieben, anderswo in der Welt mein Glück zu versuchen. Das ist meine bescheidene und ziemlich alltägliche Geschichte, denn unter den Millionen der Großstadt gibt es zahllose solcher Schiffbrüchiger, wie ich einer bin."

„Ich danke Ihnen, Fritz," sagte Thea warm, „daß Sie mir das erzählt haben. Es zeigt Sie mir so, wie Sie sind, und bestätigt mir ungefähr das, was ich von Ihnen dachte. Vor allem Dingen sind Sie ein braver Mensch und verdienen mein Vertrauen."

„Noch muß ich dasselbe als ein großartiges Geschenk betrachten," versetzte Oswald. „Aber ich hoffe zuversichtlich, daß ich es mir verdienen kann und werde. — Wenn ich Komtesse bitten darf, meine kleine Geschichte als eine Art von Geheimnis zu betrachten, so wäre ich ungemein dankbar!"

„Verlassen Sie sich darauf. — Ich wünsche selbst nicht, daß jemand davon erfährt. Man würde Sie bemitleiden — und das möchte ich nicht."

„Und Sie, gnädigste Komtesse — bemitleiden Sie mich nicht?"

„Nein!" sagte sie ruhig und sah ihm dabei voll ins Gesicht. „Ich kann Sie nur schätzen, daß Sie den Mut hatten, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen und sich eine Stellung zu schaffen, die Ihnen die Befriedigung gewährt, anderen so nützlich zu sein."

„Ich danke Ihnen, gnädigste Komtesse, für diese Auffassung. Und nun erlaube ich mir eine Bitte, die mir mein tiefinnerstes Herz

diktiert, von deren Erfüllung vielleicht mehr abhängt, als Sie ahnen."

„Und das wäre?"

„Ich bitte Komtesse so herzlich ich nur kann, den Herrn Grafen in der Zeit, wo ich selbst nicht im Krankenzimmer sein kann, so wenig als möglich — allein zu lassen, nicht von seinem Bett zu weichen, bis er völlig außer Gefahr ist."

Thea blieb stehen wie angewurzelt und sah ihn groß an.

„Was befürchten Sie?" fragte sie, bleich bis an die Lippen.

„Nicht ich — sondern der Arzt befürchtet einen plötzlichen Umschwung des Leidens und hat mich darauf aufmerksam gemacht. Ich halte es deshalb für meine Pflicht, Ihnen, gnädigste Komtesse, die dem Kranken auf der Welt am nächsten steht, diese Befürchtung often mitzuteilen. Es kommt zuweilen vor, meinte der Arzt, daß Kranke dieser Art, wenn sie sich für unheilbar halten, in Augenblicken völliger Hoffnungslosigkeit und tiefster Melancholie dazu greifen — sich selbst von ihrem Leiden zu befreien."

„O, nur das nicht, nur das nicht!" rief Thea entsetzt. „Erst mein armer Bruder, dann mein Vater; das könnte ich nicht ertragen."

„Ihr Herr Bruder?!" fragte Oswald, dem fast das Herz stillstand in banger Erwartung.

„Ja, mein Bruder, mein herrlicher, lebensfroher Herbert. Aber ich bitte Sie, Fritz, schweigen Sie von dem, was wir da soeben im Schrecken entfuhr. — Schwören Sie mir, daß Sie schweigen gegen jedermann!"

„Ich schwöre es Ihnen, gnädige Komtesse, selbstverständlich. Aber, bitte, sagen Sie mir alles."

„Kein Mensch weiß es, außer meinem Vater und mir, und nur, weil Sie soeben zufällig das Wort gegen meinen Willen hörten, sollen und müssen auch Sie es wissen. Mein Bruder erschoß sich auf der Jagd, in einem Anfall tiefster Melancholie hat der gesunde, von Jugend und Lebensfreudigkeit sprühende Mensch Hand an sich gelegt."

„Wissen Sie das genau? — Unumstößlich sicher?" fragte Oswald, alle Vorsicht vergessend, indem er dicht auf Thea zutrat.

„Ganz genau! Am Tage seines Todes sandte er mir einen Zettel durch einen Boten aus dem Städtchen, der in kurzen Worten mir, die er über alles liebte, seinen Abschiedsgruß brachte."

„Darf ich den Zettel sehen, Komtesse?" stieß Oswald heraus, seiner selbst kaum mächtig, denn diese Nachricht warf alle seine Kombinationen über den Haufen. Ich frage nicht aus Neugier, nicht aus unbescheidener Zudringlichkeit, und dennoch flehe ich Sie an, mir diesen Zettel zu zeigen, ihn mir auf eine Stunde anzuvertrauen. — Bitte, fragen Sie mich nicht, weshalb ich mir den Mut nahm, dieses Ersuchen an Sie zu richten. Fragen Sie mich heute nicht danach. — Sie sagten mir, daß Sie Vertrauen zu mir haben wollten; haben Sie die Gnade, mir dieses Vertrauen zu beweisen, indem Sie mich die letzten Zeilen Ihres Herrn Bruders sehen lassen."

Er hatte in fieberhafter Erregung gesprochen, seine Augen glühten und seine Lippten bebten, während er dicht vor ihr stand und die Hände gefaltet hatte wie ein bittendes Kind.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gottfried Kinkel-Denkmal in Oberkassel bei Bonn.

Ueber den Dichter und das Denkmal selbst haben wir in unserem Feuilleton vom 9. Januar bereits einen ausführlichen Artikel gebracht; heute führen wir unsern Lesern Abbildungen der Büste und der drei Sockelreliefs vor. Das Denkmal beginnt mit zwei Treppenstufen, die sich in die Plattform des halbkreisförmigen Platzes einschieben. Auf den Stufen erhebt sich der Sockel mit drei eingelegten Füllungen in Bronze. Die vordere Füllung bringt die Aufschrift: „Dem rheinischen Dichter Gottfried Kinkel das deutsche Volk. 1906." Die linke Seitenfüllung zeigt den Vater Rhein, Oberkassel mit Fernblick auf das Siebengebirge, das rechte Relief zeigt die Sieg; die hintere Füllung bringt die Szene zur Veranschaulichung, in der Otto der Schütz vor Elsbeth niederknieend, in der „Minneprobe" aus deren Hand den Preis empfängt. Im Hintergrunde ist das Schloß mit dem Schwanenturm zu Cleve. Auf dem Sockel erhebt sich die mächtig wirkende Säule mit dem jonischen Kapitäl, auf dem die vortrefflich gelungene Bronzebüste Kinkels in $1^1/_2$facher Lebensgröße ruht. Sie hat eine lebendige Auffassung und stellt Kinkel als Redner in höchster Pose der Begeisterung dar. In dem Kapitäl ist auf der vorderen Seite das Relief der Johanna Kinkel eingefügt, von Putten und einem Immortellenkranz umrahmt; auf der Rückseite ist das Wappen von Oberkassel angebracht. Kapitäl und Büste sind von Bronze, Sockel, Architektur und Säule aus hellem Granit. Durch einfache, aber große Linien wird eine monumentale Wirkung erzielt, und die klassische Architektur der jonischen Säule bringt in künstlerisch vollendeter Form zum Ausdruck, was Kinkel auch als Lehrer der Kunstgeschichte gewesen ist. Das Denkmal, jedenfalls das schönste der am Rhein stehenden Dichterdenkmäler, wird am 29. Juni 1906, dem Stiftungsgedenktage des für die deutsche Literaturgeschichte so bedeutungsvoll gewordenen und von Kinkel und seiner Frau gestifteten „Maikäferbundes" feierlich enthüllt werden.

Der Schöpfer des Denkmals ist der Düsseldorfer Bildhauer Gustav Rutz. Geboren 1857 zu Cöln, besuchte er in Heidelberg das Gymnasium und trat danach als Vergolder bei seinem Vater in die Lehre, der den Jüngling in seinem neunzehnten Jahre auf die Kunstgewerbeschule nach München schickte. Dort versuchte er sich in mancherlei Techniken, aber der Hang zur Bildhauerei brach bald siegreich durch, in der später Professor A. Heß sein Lieblingslehrer wurde. Durch die Düsseldorfer Gewerbeausstellung von 1880 kam Rutz in unsere Kunst- und Gartenstadt, wo er in ein Verhältnis zur Firma J. G. Conzen trat, um den künstlerischen Teil der Ausstellungsobjekte auszuführen. Der Natur der Sache nach war er hier hauptsächlich nach der kunstgewerblichen und dekorativen Seite hin tätig, was den Bildhauer in ihm auf die Dauer nicht befriedigen konnte. Mehrere Studienreisen nach Paris und Rom bestärkten ihn in seiner Absicht, sich ganz der monumentalen Kunst zu widmen. Es folgten harte Jahre konsequenten Fleißes und rastloser Energie, bis sich der Künstler an den ausgeschriebenen Denkmalkonkurrenzen beteiligen konnte. Er errang dabei unter anderem die Ausführung zu folgenden größeren Werken: Kaiser Wilhelm-Denkmal in Burgsteinfurt, Hohenzollernbrunnen in Rheydt, Kaiser Friedrich-Brunnen in Uerdingen, Kaiser Friedrich-Denkmal in M.-Gladbach, Siegesbrunnen zu Vohwinkel, Seyfardt-Denkmal in Crefeld ꝛc. Außer diesen öffentlichen Denkmälern hat Rutz mehrere größere Grabdenkmäler in Marmor und Bronze ausgeführt; wir erinnern nur an das phantasie- und gedankenvolle Monument „Friede" für den Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg, von dem wir in Nr. 49, Jahrgang 1904 von „Rhein und Düssel" eine Abbildung brachten. Sein letztes Werk waren die vier Elemente, die Ende vorigen Jahres in der Kunsthalle ausgestellt waren.

Das tote Haus.

(3. Forts.) Novelle von H. Goedsche.

Der Herzog ergriff und erbrach es hastig, während des Lesens aber überzog mehr als eine düstere Wolke seine Stirn, und der Fürst kniff die Lippen zusammen, gleich als stiegen sehr unangenehme Gedanken in ihm auf. Mit scharfem stolzen Blick musterte er den Reichshofrat und seinen Begleiter und sprach dann zu ersterem: „Kaiserliche Majestät sind sehr gnädig und wenigstens jetzt für unser Wohl sehr besorgt, daß sie Euch, Herr Reichshofrat, uns in so wackerer und zahlreicher Begleitung hierhersenden. Sollen die Fähnlein, so unter dem Kommando des Herrn Obristen stehen, ein zeitweiliges Quartier in Stadt und Umgegend finden, so können wir freilich nichts dagegen haben, denn leider Gottes ist Fürst und Bürger seither so an Einquartierungen, Plackereien, und Land- und Leute-Beschädigungen gewöhnt worden, daß ein kurzes Maß mehr oder weniger nichts dazu tun kann. Was aber eine förmliche Schutzwache oder Besatzung anbetrifft, so glaube ich schwerlich, daß damit wohlgetan ist, und wir haben Anno 1621 bewiesen, daß wir uns nötigenfalls selbst zu schützen wissen. Die Stadt hat alle Rechte und Privilegien, in der wir sie nicht gern stören, selbst um unseres eigenen Vorteils willen nicht."

Der Reichshofrat verbeugte sich, während der Beichtvater des Fürsten, der hinter seinem Stuhl stand, ihm winkte, sich nicht irre machen zu lassen. „Erlauben Ew. Herzogliche Gnaden mir eine geheime Unterredung zu erbitten, um mich meiner weitern Aufträge zu entledigen; ich habe Befehl zu diesem Gesuch."

Der Fürst neigte leicht das Haupt, deutete auf eine Seitentür und schritt dem Reichshofrat dahin voran. Ohne eine besondere Aufforderung abzuwarten, schloß sich der Geistliche der geheimen Unterredung an. Nach wenigen Augenblicken wurde auch der Vizekanzler, Herr Gyppenbusch dazu entboten.

Die Unterredung gewährte ziemlich geraume Zeit, während welcher der Reichshofrat, ein gewandter Diplomatiker und unterstützt von dem Geistlichen den Herzog von der Notwendigkeit einer einstweiligen Vermehrung seiner eigenen Haustruppen durch kaiserliche Völker zu überzeugen wußte. Der Reichshofrat schien weit genauere und ernstere Nachrichten über den Zustand der Dinge im Herzogtum und die drohenden Gefahren zu haben, als der Fürst selbst. Trotz der Verträge dauerten die geheimen Feindseligkeiten und Intriguen der ehemaligen Mitprätendenten, namentlich des Kurfürsten noch immer fort, da auch der Herzog sich nicht besonders an seine Versprechungen gebunden hatte, und jener sich dagegen zum Schutz seiner bedrängten und beleidigten Glaubensgenossen berechtigt hielt.

Der kluge Kanzler Oxenstierna, der erfahrne Prinz von Oranien und Richelieus schlaue Politik boten alle Heilsmittel auf, um nach dem Tode des Königs von Schweden und dem bald darauf sich neu erhebenden Übergewicht der kaiserlichen Partei derselben zu schaden und ihr den Sieg wieder zu entreißen. Am Hofe zu Wien aber empfand man wie schon früher auch jetzt die dringende Notwendigkeit, in den rheinischen Fürstentümern feste Bundesgenossen sich zu sichern und jenen Intrigen entgegen zu arbeiten. Noch war es seit dem Jahre 1621 und dem Durchmarsch verschiedener schwedischer Korps zu keinem offenen Angriff der schwedischen Partei auf das Herzogtum wieder gekommen, jedoch schienen die Niederländer nur auf eine gute Gelegenheit zu einem energischen Schlage zu warten, und in der Stadt und unter den Ständen selbst herrschte, wie bereits früher erzählt, ein großes Zerwürfnis, und

die brandenburgische Partei wirkte rastlos im stillen fort und sammelte Anhänger.

Von diesen speziellen Umtrieben schien der kaiserliche Abgesandte aufs Genaueste unterrichtet, und wußte mit ihnen den Fürsten so einzuschüchtern, daß er gern in den Willen und Wunsch des Kabinetts zu Wien einging.

Während dieser Verhandlung war der Obrist im Gespräch mit den Versammelten im Saal zurückgeblieben, und hatte mit den Offizieren des Herzogs Bekanntschaft gemacht, als der Fürst mit seinen Begleitern wieder in die Versammlung trat. Er blieb vor dem Obristen stehn und sah ihn freundlich und vertraulich an. „Wir haben Euch noch unsern Dank abzustatten, Herr Graf, für Euer gestriges Einschreiten und mutiges Verhalten," sagte er. „Es ist uns das ein Bürge dafür, daß wir in Euch einen tapferen Kommandeur der Truppen finden, so kaiserliche Majestät uns für einige Zeit zu Schutz und Hülfe zu senden belieben. Wir grüßen Euch als solchen, und bitten Euch, mit unserm Obersten das Nötige wegen Unterbringung und Verteilung der Kriegsleute zu verabreden, werden auch an den Rat unserer Stadt ungesäumt das Nötige verfügen. — Ihr seid ein Geroldstein? wollet mir sagen, von welcher Linie des Hauses?"

„Ich nenne mich Zoncada, Graf v. Geroldstein, nach meiner Mutter, die eine geborene Gräfin von Manderscheid Blankenheim und Geroldstein war."

„Manderscheid Blankenheim?" — fragte der Herzog hastig. — „Und jener Graf Philipp — —

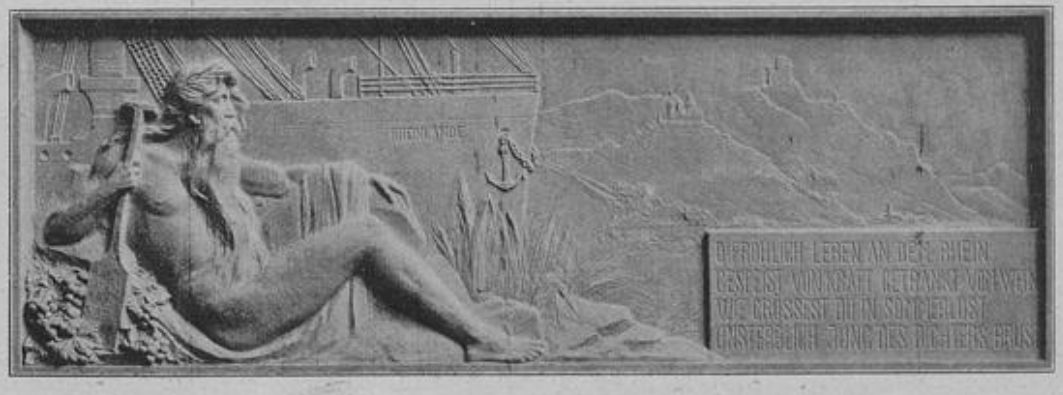
„Es war mein Ohm, gnädigster Herr, und ich nenne mich nach ihm!" entgegnete finster der Obrist.

Der Fürst sah ihn einen Augenblick mit herzlicher Teilnahme an und reichte ihm die Hand. „Laßt das Vergangne begraben sein, Herr Graf von Geroldstein," sagte er ernst, „und die bittere Erinnerung ruhen bei den Toten! — Wir wollen hoffen und alles aufbieten, daß Euch die Zeit Eures Aufenthalts in unserm Lande ein freundlicheres Andenken von ihm gewähre. Wir bitten ernstlich darum, daß Ihr unser Gast seid mit dem Herrn Reichshofrat in unserm Schloß, solange es Euch beliebt. Herr von Frenz, gebt sofort Befehl, um die nötigen Gemächer einzurichten und aus der Herberge in der Stadt das Reisegerät hierher zu schaffen. — Auf Wiedersehen edle Herren, bei unserer Tafel!" — Mit freundlichem Gruß entließ der Herzog die kaiserlichen Boten und nachdem diese sich entfernt, hielt er eine lange und ernste Beratung mit seinen Vertrauten.

Noch an demselben Tage hatte Herzog Wolfgang Wilhelm dem Rate der Stadt die Botschaft und seinen Willen eröffnen lassen, daß die kaiserlichen Fähnlein einstweilen die Besatzung und Bewachung der Befestigungswerke unter Beistand der Bürgerwache selbst übernehmen würden und dem Obristen Grafen von Geroldstein das Kommando übertragen sei. Nicht ohne harten Widerspruch fand der herzogliche Willen jedoch Eingang. Der Magistrat der Stadt bestand zu der Zeit aus dem Bürgermeister Christian Reinerstadt und den Mitgliedern und Beisitzern Heinrich Herding, von Camp, von Megen, Doktor Copperts, Tilmann v. d. Burg, Doktor Dreier, Adam ab der Hagen, Franz Daniels, Pempelfort, Albert Monheim, Johannes Klein und Anton Nettesheim. Viele der Mitglieder, unter ihnen Monheim, sprachen, die zu Grunde liegende Absicht wohl durchschauend, heftig gegen die Aufnahme kaiserlicher Hilfstruppen zu stehender Besatzung, als eine Verletzung der städtischen Rechte, doch vermochte ihre Stimme nicht durchzudringen, teils weil die herzogliche Partei im Rate überwiegend war, besonders aber, weil alle älteren und ruhigeren Mitglieder wohl einsahen, wie nötig es sei, endlich der geplagten Stadt Ruhe und Sicherheit zu verschaffen, sowohl vor äußeren Angriffen, als vor der Willkür befreundeter Truppen, und daß dies durch eigne Hilfe zu bewirken, die Stadt unmöglich imstande sei.

Ein zweiter Beschluß des Fürsten erregte noch allgemeinern Groll, obwohl die Verständigern der Bürgerschaft fühlten, daß es der beste und klügste Ausweg sei, die Stadt nicht in unangenehme Händel mit den spanischen Kriegsvölkern zu bringen und ihr ein Urteil zu ersparen, das trotz aller Gerechtigkeit doch nur die Bosheit der Soldateska gegen die Bürger reizen mußte. Da nämlich der, von dem Hauptmann Katterbach am Abend zuvor verwundete Weber bereits außer aller Gefahr war, ließ der Herzog den Täter aus dem städtischen Gefängnis befreien, ihn durch einen seiner Offiziere nach dem Lager von Zons bringen und dem General Corduba zur weitern Bestrafung übergeben. Zuletzt sandte der Reichshofrat ein kaiserliches Mandat an den Befehlshaber, das alle weitere Plackereien und Störungen der Untertanen verbündeter Fürsten aufs Strengste untersagte. Bei dem niedern Volk, das zuversichtlich der Bestrafung des Hauptmanns entgegengesehn, machte dagegen die Losgebung desselben einen üblen Eindruck.

Graf Philipp und der Reichshofrat hatten vorläufig die Wohnung im Schlosse angenommen, und sie sofort bezogen; ihre Gemächer waren in dem Flügel gelegen, der sich am Rhein erstreckte. Es war am Abend, als der Obrist in seinen Mantel gehüllt das Schloß verließ und nach der Lambertuskirche sich begab, wohin die Glocke die Frommen zum Nachtgebet rief. Nicht bloß sein Versprechen an die alte Amme, oder



Sockelreliefs des Kinkel-Denkmals.

die Neugier, weiteres von ihr zu erfahren über die seltsamen Verhältnisse ihrer Herrschaft, hatten ihn dahin geführt, ein kaum bewußter seltsamer Drang in seinem Innern hatte ihn die Stunde mit Sehnsucht erwarten lassen. Der Gedanke regte ihn auf, die holde Erscheinung wiederzusehn, die gestern wie eine Himmelsgestalt unter die tobende Menge getreten war und einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Es war nicht ein bloßes Gefallen an den Reizen der Jungfrau, was seine Gedanken an sie fesselte, es war ein innerer unerklärlicher Drang seines Geistes, einer jener geheimnisvollen Seelenfäden mit dem eine von unserm beschränkten Geist noch nicht definierte dunkle Naturkraft, — oder auch jene unleugbare Gewalt über das Schicksal des Einzelnen, die wir das Fatum nennen, — Menschen in physiologische Beziehungen setzt bei ihrem Zusammentreffen, und ihre Seelen und ihr Schicksal verbindet.

Liegt in der Liebe denn vielleicht auch eine geheimnisvolle dämonische Macht? — Es ist ein Kreislauf in der Welt und in allen Menschenschicksalen, wie in den Menschengestalten und Gesichtern. Besteht vielleicht eine geheimnisvolle Logik zwischen dem unerforschlichen und ewigen Fatum, und der vergänglichen Form des Körpers? Haben die Seelen auch ihre Erzeugten, oder sind sie auf einer ewigen Wanderschaft begriffen? oder ist Ähnlichkeit der körperlichen Gestalt, der Seele und des Geschicks und die Verbindung, die gegenseitige Anziehungskraft solcher Wesen ohne Rücksicht auf Zeit und Raum nur ein Zufall, ein Spiel der Natur?

Philipp von Manderscheid und Jakobea von Baden! Philipp von Geroldstein und Giacoma d'Origlia! — — — Seine Gedanken weilten bei ihr, die er erst einmal im Leben erblickt, als er an den mächtigen Pfeiler gelehnt stand, der noch heute das große Steinbild trägt vom Christophorus und dem Jesukindlein, und um ihn her die betenden und knienden dunklen Gestalten, unter denen er sie nicht zu erkennen vermochte und vergebens gesucht hatte. Wie aus weiter Ferne klangen vom Hochaltar die Gebete des Priesters, — sein Ohr vernahm nur die Stimme seiner Gedanken, seine Augen waren unempfindlich für das Lebendige um ihn her, er bemerkte nicht, daß der Gottesdienst zu Ende war, und sich die Beter an ihm vorüber drängten, bis es einsamer und einsamer um ihn her wurde und der Gruß seiner alten Amme ihn aus den Träumen störte, und er sie vor sich sah, eine tief verschleierte Gestalt ihr zur Seite, — die Marchesa. Sie waren die Letzten in der Kirche, und errötend über das Vergessen seiner selbst bot der Graf der schönen Fremden nach italienischer Sitte das Weihwasser und begleitete die Frauen aus der Kirche.

„Seht, Graf Philipp," sagte treuherzig die Alte „ich wußte wohl, daß ihr einer alten Frau Wort halten würdet. Tausend Dank dafür. Die ganze Nacht hat mich die Freude nicht schlafen lassen, und ich habe an Euch gedacht, wie ihr so männlich kräftig aufgeschossen seid in der Zeit, daß wir uns nicht gesehn haben."

Der Obrist drückte ihr freundlich die Hand. „Wie hätte ich Dich auch vergessen sollen!" — „Verzeiht Signora," wandte er sich dann an diese, „die Freude und Unaufmerksamkeit Eurer Dienerin; sie war meine Amme und pflegte mich in meiner Kindheit, als ob sie meine eigene Mutter wäre. Nun könnt Ihr ermessen, welche Freude wir beide empfanden, uns nach langer Trennung in dieser Stadt bei dem gestrigen Tumult wiederzufinden. Erlaubt mir, Dame, zu fragen, ob Euch der böse Auftritt auch keinen Schaden gebracht?"

Die Marchesa verneigte sich: „Ich danke Euch mein Herr," entgegnete sie mit ihrer klangvollen lieblichen Stimme, „doch hat mich der Gedanke verletzt, so vor der tobenden Menge gestanden zu haben. Könnt Ihr mir sagen, was mit dem Manne geschehen?"

„Auf Befehl des Herzogs ist der Hauptmann noch diesen Morgen seinem General übergeben worden. Der Verwundete ist der Genesung sicher."

„Den Heiligen sei Dank," entgegnete die Jungfrau, — „ich mißtraue selbst dem Menschen und mag ihn nicht leiden, aber dennoch hätte ich nicht zusehen mögen, daß ihm etwas Böses geschah. Er ist der Einzige, der meinem armen Großvater befreundet ist aus früherer Zeit, und Ihr wißt ja selbst, wie wert solche Erinnerungen sind. — Ich danke Euch für den Schutz, den Ihr ihm gewährt habt."

„Signora" — sagte der Ritter überrascht und erfreut, — „es sollte mir sehr lieb sein, wenn mein Wort Euch diese Beruhigung gegeben hätte"

„Gewiß," entgegnete diese, „und Katharina versicherte mich, daß er in Eurem Schutz ungefährdet sei. Doch ich schmälere Euch das Vergnügen, mit meiner alten Freundin da Euch des Wiedersehens zu freuen, an dem ich herzlichen Teil genommen habe. Entschuldigt mich, Herr Graf, daß ich Euch nicht einlade, in unsere einsame Wohnung zu treten. Mein Großvater ist krank, und sein Uebel verschlimmert sich bei dem Anblick der Menschen. — Ich will mich gerne gedulden, bis Katharina sich mit Euch besprochen hat." — „Aber Fräulein", unterbrach sie die Alte, „Ihr wißt ja, daß heute Freitag ist und Euer Großvater den Abend stets außer dem Hause zubringt. Wenn Ihr gestatten wolltet, — „Katharina!" sagte verweisend die Jungfrau.

„Ei warum nicht, gutes Fräulein," beharrte die Dienerin. „Es ist ja nur für eine Stunde, und hier außen ein abscheulich Aprilwetter. Da drinnen am Kamin könnten wir so traulich von dem Vergangenen plaudern und mein Graf uns erzählen, was draußen in der Welt geschieht. Wir hören ohnedies kein Wörtchen davon."

„Signora," sagte der Offizier, „verzeiht der Alten, ich möchte Euch um keinen Preis der Welt lästig fallen."

Einen Augenblick schien die Jungfrau mit sich zu kämpfen. „Nein, Herr Graf," sagte sie dann, „Ihr belästigt uns nicht. Es war nur die Furcht, daß es Euch in unserem einsamen Hause nicht gefallen möge. Wollt Ihr einen Augenblick eintreten bei uns, so bitte ich darum und Ihr sollt uns willkommen sein."

Des Grafen Augen blitzten im Vergnügen über diese unverhoffte Gunst. „Ich kann Euch nicht sagen, Signora, wie gern ich von Eurer Erlaubnis Gebrauch mache," erwiderte er. Unterdes war die Amme vorausgegangen und hatte die Tür geöffnet, Graf Philipp bot der Dame die Rechte, sie die Stufen hinauf zu leiten; eine nie gefühlte Glut durchflog ihn bei der Berührung ihrer Hand.

Der Graf wurde in ein Zimmer zur linken Seite geführt, das zum gewöhnlichen Aufenthalt der Familie zu dienen schien. Eine Ampel erhellte es, reiche venetianische Tapeten schmückten die Wände, die ganze Einrichtung zeugte von Reichtum und weiblichen Geschmack, eine kostbare italienische Laute von der Kunst der Bewohnerin. Einen Augenblick ließen die Frauen ihren Gast allein, dann erschienen sie wieder ohne den Schleier und Regenmantel, und die alte Amme brachte auf silbernem Kredenzteller einen Becher Wein.

Im Schein der Lampe sah der junge Mann nun unverhüllt die schönen sinnigen Züge wieder vor sich, die gestern schon einen solchen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Wie Minuten schwand ihm die Stunde hin, die er in ihrer Nähe verbrachte, im ernsten sinnigen Gespräch, von seiner Jugendzeit erzählend und seiner geliebten Mutter. Dann sprach er von den Ereignissen des Krieges und des Weltlebens, denen er als Mann beigewohnt hatte, und aufmerksam lauschten ihm die Frauen. Gar manches treffende Wort der schönen Italienerin zeugte von ihrem kräftigen scharfen Geist und Verstand, wie von dem tiefen Gefühl und der Güte ihres Herzens. Dabei wußte sie stets geschickt die Rede von ihrer eigenen Lage und den seltsamen Verhältnissen zu wenden, und als der Obrist sich nach einer Stunde erhob, um sich zu entfernen, dünkte ihm die Jungfrau keine Fremde mehr; ein mächtiges unwiderstehliches Gefühl zog ihn zu ihr hin und ließ sie ihm wie eine längst Vertraute seiner Seele erscheinen. Er fühlte, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht, daß eine ewige heiße Liebe in sein Herz einzöge; und willig öffnete der starke Mann dem süßen willkommenen Gast alle Pforten seiner Brust. — Und Giacoma? — Wir haben bereits gesagt, daß oft geheimnisvolle Bande im Leben die Herzen zu einander ziehen. Auch das Herz des schönen Mädchens fühlte sich seltsam erregt von der Bekanntschaft des fremden Mannes. Die alte Amme begleitete den Grafen zur Pforte. „Harret unser nur am nächsten Freitag wieder in der Kirche," flüsterte sie ihrem Schützling beim Abschied zu, „ich will es schon vermitteln, daß wir dann wieder ein Stündchen zusammen plaudern können, mein Herzenssohn, wenn Ihr die Gesellschaft Eurer alten Amme, oder eine gewisse jüngere nicht verschmähen wollt!" —

Als der Ritter auf die dunkle Straße trat, strich eine Mannesgestalt, tief in den Mantel verhüllt, an ihm vorüber; er glaubte den Freund in ihr zu erkennen, doch ein gewisses Gefühl verhinderte ihn, denselben anzurufen, obschon er verabredet, mit ihm an diesem Abend zusammen zu treffen. Den Empfindungen nachhängend, die der eben abgestattete Besuch in ihm rege gemacht, schritt er noch durch mehrere Straßen, bis das aufgeregte Herz und Gefühl etwas ruhiger geworden; dann trat er in die Trinkstube zum güldenen Klotz, wo ihn bald nachher auch Albert Monheim aufsuchte.

Der junge Schöffe war ein Mann von dem Alter seines Freundes, mit schlichten blonden Haaren, aber einer kraftvollen von Verstand und Gedanken zeugenden Gesichtsbildung Sein Wesen war ernst und ruhig, barg aber unter dieser kalten Außenseite eine feurige Seele und einen energischen kühnen Willen, der an dem einmal Beschlossenen mit Aufopferung und Gefahr festzuhalten wußte. Er setzte sich neben dem Freund und sprach mit ihm, ohne ihr voriges Zusammentreffen zu erwähnen; auch Philipp schwieg davon. Als die Gesellschaft aufbrach, nahm der Schöffe den Freund an den Arm, und beide gingen nach dem Hause Monheims, auf der Bolkerstraße gelegen. Dort versah sich der Bürger mit einer Handleuchte und beide setzten ihren Gang dann fort. — Es war eine dunkle Nacht, leichter Regen schlug den späten Wanderern ins Gesicht, als sie die Martinsgasse entlang nach dem Kloster der Kreuzherren schritten.

Der ganze Teil von dem Kloster bis zu der alten Kirche und dem Pulverturm, den jetzt die Ritter- und Ratingerstraße teilen, führte damals den Namen: bei den Mönchen. Finster und dunkel wie noch jetzt, erhoben sich in dem Schatten der Nacht die eintönigen Massen der Kreuzherrenkirche und der mit ihr verbundenen Gebäude. — Graf Philipp drückte die Hand des Freundes. „Hab Dank, daß Du mich auf diesem Gange begleitest," sagte er ernst. „Es ist eine kurze Totenfeier, die ich mir selbst gelobt und der Erinnerung an ein vom Unglück hart geprüftes Mitglied unsers Hauses. Du weißt, daß ich meinem Ohm Philipp durch ein Spiel der Natur sehr gleichen soll — ich selbst habe ihn ja nie gekannt, da er lange vor meiner Geburt, bald nach der unglücklichen Nachricht jener Heirat in Frankreich gestorben war. Wenn aber selige Geister von dort oben noch auf unser Leben herabsehen und mit uns fühlen, wird auch ihr Geist sich freuen, den Neffen eines Mannes an ihrer irdischen Hülle beten zu sehen, der einst ihr Teuerstes war im Leben. — Wo beschriebst Du mir das Grab? „Im untern Chor, links vom Eingang an der nördlichen Seite nahe beim Altar der schmerzhaften Mutter liegt es. Ein prächtiger Stein deckt die Gruft unter der das Opfer

einer Krone schläft. — Ich werde Dir die Stelle zeigen." — „Nicht doch," entgegnete der Graf, „mit den Erinnerungen muß ich allein sein, doch kehre ich bald zurück. Ich bitte Dich, rufe den Küster, wie wir verabredet, damit er mir die Pforten öffne."

„Wir sind gleich an seinem Hause," sagte der Schöffe, mit dem Freunde längs der Klostermauern hingehend, „doch was ist's! da steht das Pförtchen des Hofes offen, und wenn mich mein Auge nicht täuscht, auch die Pforte der Kirche; wenigstens blinkt ein Lichtschimmer durch die Spalten."

„Mir kommt es vor, als hörte ich Schmerzenslaute von dort, — oder dumpfes Gemurmel," — unterbrach ihn der Obrist.

„Das ist seltsam. Die Zeit des Abendgebets ist längst vorüber und im Kloster selbst alles still und zur Ruhe. Folge mir rasch, aber still!"

Er machte die Hand frei vom Mantel, um den Griff des Schwertes im nötigen Fall leicht und besser fassen zu können. Mit leichten Tritten schritten sie durch das offene Mauerpförtchen in den Klosterhof und zur Seitentür der Kirche. Auch diese war nur angelehnt, ein matter Lichtschimmer, wildes Stöhnen, vermischt mit Klagelauten oder dumpfen verzweiflungsvollen Worten drangen aus ihr. Monheim drückte die nur angelehnte Tür auf, leise traten die Freunde in das Gebäude, noch einige Schritte im Dunkel der Pfeiler, — und sie sahen die Ursache der nächtlichen Störung vor sich.

Trauben. Holzschnitt nach dem Gemälde von Leopold Schmutzler (München).
Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Tief hinten im Schiff brannte die ewige Lampe im Dämmerschein, während eine zweite auf den Stufen des Seitenaltars gestellte, den Vordergrund mit zitterndem Licht erhellte und ihren gespenstigen Schein in das Dunkel der Pfeiler und Bögen warf. Auf der Stelle, die der junge Schöffe vorhin beschrieben, kniete eine Menschengestalt. Lange weiße Haare hingen wirre um ihr Haupt; das graue Gewand, herabgeschlagen vom Oberkörper, zeigte den entblößten fleischlosen Rücken, über den lange Blutstreifen liefen von den schweren Hieben einer Geißel,

mit der der Unglückliche von Zeit zu Zeit seinen Körper zerfleischte, dann warf er sich wieder hin auf die kalten Steine des Bodens und rang die Hände empor zu dem Gnadenbild auf den Altar, und schien zu lauschen, mit dem Ohr an den Steinen, dumpfe Gebete murmelnd, wie aus verzweifeltem Herzen, und stöhnte dazwischen wieder auf im jammernden Schmerzensruf.

(Fortsetzung folgt.)

Der Reisekoffer.

Skizze von E. Fahrow.

Es war ein hageres, dürftiges Männchen, das jahraus, jahrein von der Grünstraße nach dem Westen hinaus den Weg machte. Hager und dürftig wie seine Erscheinung, waren von jeher alle seine Lebensumstände gewesen. — Heinrich Bandelow hatte eigentlich nie so recht gewußt, was Sonnenschein war.

Trotzdem aber, oder vielleicht gerade deshalb liebte er die Sonne über alles.

Er war nämlich ein poetisches Gemüt. Immer hatte er so etwas sonderbares gehabt, etwas „Abseitiges", was ihm in der Schule und auch später im Leben allerlei Kopfschütteln und mitleidiges Lächeln eingetragen hatte. Aber daraus machte er sich nichts, weil er meistenteils gar nichts davon bemerkte. Er lebte so in sich hinein, nicht aus sich heraus, wie die anderen Leute. Deshalb, meinten seine Bekannten, habe er es auch nie zu etwas gebracht.

Wenn Heinrich Bandelow so etwas hörte, pflegte er ein geheimnisvolles Gesicht zu machen, und etwas wie ein spitzbübisches Lächeln kroch über seine verwitterten Züge. Er wußte es doch besser! Er brachte es schon zu etwas! Wenn es auch langsam ging — sehr langsam!

Er hatte nämlich angefangen zu sparen.

Seine Wirtin, bei der er seit zehn Jahren wohnte, wußte um das Geheimnis, sonst aber kein Mensch. Eines Tages war er nach Haus gekommen, förmlich strahlend vor Freude, und hatte Frau Lehmann ein blankes Fünfmarkstück gezeigt.

„Das hat mir heute mein Herr Doktor geschenkt," berichtete er. „Er hat gesagt, weil ich doch nun schon so lange für ihn Abschriften machte, müsse er mir auch einmal eine Extrafreude bereiten. Na, ich wollte es erst nicht annehmen, denn das weiß ich doch alleine, daß so ein Privatgelehrter nicht gerade die Fünfmarkstücke scheffelt. Aber er tat es nicht anders, ich mußte es nehmen."

„Da gratuliere ich schön!" sagte Frau Lehmann. „Nun können Sie sich ein paar Flaschen Wein kaufen, damit Sie ein bißchen zu Kräften kommen. Sie sehen nämlich, nehmen Sie es mir nicht übel, aus, wie Braunbier und Spucke."

„Wo denken Sie hin?" rief Heinrich. „Das trage ich jetzt auf die Sparkasse; und sie sollen mal sehen, wenn erst der Anfang gemacht ist, dann geht es bald ganz flott vorwärts! Ich komme doch noch zu meiner Reise."

Frau Lehmann warf ihm einen nachsichtigen Blick zu, aber sie sagte nichts. Auch eine Waschfrau kann taktvoll sein.

Diese Reise von Herrn Bandelow, das war ja wohl sein „Dollpunkt", da verließ ihn jedesmal der Verstand. . . .

So was! Dieser verhungerte kleine Privatsekretär, der nie etwas Warmes zum Anziehen und bloß zweimal die Woche ein warmes Mittagessen hatte, der wollte durchaus eine Reise machen! Es war rein zum Lachen! Aber sagen konnte man ja nichts dagegen, denn schließlich war das ja Herrn Bandelows einzige Freude, von seiner Reise zu träumen.

Der Privatgelehrte, für den er Abschriften machte, war Naturforscher, und viele seiner Schriften handelten von fremden Gegenden, deren Schönheit stets sehr ausführlich beschrieben wurde. Besonders die Schilderungen der südlichen Alpen, Italiens oder gar Siziliens hatten Heinrichs poetisches Gemüt mehr und mehr entflammt.

Seine Sonnensehnsucht, die früher nur etwas allgemein Helles, Undeutliches gehabt, wuchs sich jetzt zu einer ganz scharf umrissenen Sehnsucht nach dem Süden aus.

Alle Sonntage brachte schon seit Jahren Heinrich in den Bibliotheken und Museen zu, wo er sich an Bildern und Schriften berauschte, wie andere Leute an Alkohol.

„Ich muß hin, bevor ich sterbe!" Dieser Wunsch und Wille erfüllte ihn ganz und gar, und als jetzt, in Gestalt dieses Fünfmarkstücks sein Wunsch die erste, greifbare Form anzunehmen begann, war er selig wie ein Kind.

Von diesem Tage an begann er sich buchstäblich den Bissen am Munde abzusparen. Jedes Fünfpfennigstück, das er früher noch manchmal leichtsinnig für zwei Zigarren ausgegeben hatte, legte er jetzt beiseite. Frau Lehmann schimpfte sehr.

„Verhungern bei lebendigem Leibe wird mir der Mensch! Und außerdem hat der Doktor erst neulich gesagt, daß mit seinem Husten gar nicht zu spaßen ist. Kein Wunder, wenn er niemals einen vernünftigen Mantel hat!"

Doch Herr Bandelow hörte nicht auf seine Wirtin. Er lebte nur noch für seinen Traum und achtete nicht darauf, daß sein Gang gebückter und sein Haar noch grauer wurde. — —

Drei Jahre waren vergangen. Heinrichs Ersparnisse hatten sich zu der schwindelnden Höhe von hundert Mark erhoben, und eines Tages faßte er einen großen Entschluß.

„Ich kaufe mir einen Reisekoffer," sagte er. „Das ist doch die Hauptsache. Wenn ich den erst habe, findet sich das übrige schon. Ich fahre bis nach Bozen, und von da mache ich alles zu Fuß. Einen kleinen Reisekoffer muß ich aber doch haben; den gebe ich dann immer auf die Post, wenn ich zu Fuß gehe, und ein Wettermantel ist dann das einzige, was ich noch brauche. Wenn ich diesen Winter noch sehr, sehr sparsam lebe, dann kann ich im Frühjahr vielleicht schon weg! Mein Gott, der Gedanke allein macht einen ja schon glücklich!"

Und Heinrich Bandelow ging durch die Straßen Berlins wie ein Sieger. Er mußte sich doch jetzt die Schaufenster ansehen. Unter den Linden und in den übrigen Hauptstraßen gab es ja so famose Läden, da konnte man Kofferstudien machen. — Das war doch auch wieder eine Freude!

Halbe Stunden lang stand der kleine, grauhaarige Schreiber nun vor den eleganten Auslagen für Reiseausstattungen und betrachtete die Koffer aus allerlei Leder mit silbernen und goldenen Utensilien darin.

Ein paar mal hatte er den Mut, den Laden zu betreten und mit nachlässiger Miene um eine Preisliste zu bitten. Mit diesen Preislisten saß er dann abends in seinem kalten Zimmer bei dem winzigen Petroleumlämpchen, das ihm Frau Lehmann fast ohne Berechnung spendierte und vertiefte sich in die Kataloge.

Welche Ausflüge ins Reich der Phantasie ließen sich dabei unternehmen! Es war wirklich unbezahlbar!

Der Winter war dies Jahr sehr streng, und Bandelows Husten steigerte sich sehr. Aber obwohl ihm die Brust schmerzte, ging er dennoch am Samstag abend in die Stadt und kaufte in einem großen Warenhaus einen kleinen Koffer.

Lange hatte er gewählt und lange gezaudert, weil die Auswahl eine gar so große war. Aber schließlich war er mehr als zufrieden, denn er hatte ein Prachtstück, mit Segeltuch bezogen und sogar mit Lederecken, erstanden, das drei Mark weniger gekostet hatte, als in seiner Berechnung stand.

„Herr Bandelow, wenn Sie sich jetzt nicht einen Mantel kaufen, holen Sie sich ganz gewiß Gelenkrheumatismus — in der Lunge," sagte Frau Lehmann. „Und das soll ganz besonders gefährlich sein."

„Unken Sie nicht, Frau Lehmann," sagte Heinrich, den ein königlicher Humor erfaßt hatte. „Diesen einen Winter werde ich mich schon noch ohne Mantel durchschwindeln; dafür erhole ich mich im Frühjahr in Südtirol und komme zurück wie ein Preisboxer, so kräftig."

Am nächsten Morgen hatte er eine Lungenentzündung. Er glaubte selbst noch nicht daran, bis Frau Lehmann in ihrer Angst einen Arzt holte, der ihm mit trockenen Worten erklärte, es sei ein ganz schwerer Fall, und nur durch sorgsamste Pflege sei er zu retten.

Heinrich Bandelow schüttelte das fiebergerötete Haupt, aber er vermochte noch zu lächeln. Was diese Leute alles redeten! Das bißchen Husten konnte er bis zum Frühjahr schon aushalten, und nachher — nachher —!

Frau Lehmann pflegte ihn nach Kräften. Doch er hatte nur wenig Aufmerksamkeit für ihre mütterlichen Dienste übrig. Alle seine Gedanken drehten sich ja nur um den Traum seines Lebens. Frau Lehmann hatte den kleinen Reisekoffer neben sein Bett stellen müssen, und so viel ihn das Fieber denken ließ, beschäftigte er sich damit, wie er seine Habseligkeiten am praktischsten in dem Koffer verteilen konnte. Ja, er bat sogar seine Wirtin, ihm seine Wäsche und einige andere Gegenstände an das Bett zu bringen; und dann packte er mit seinen schwachen, zitternden Händen diese Sachen immer abwechselnd in das rechte oder linke Fach des Koffers, dabei überlegend, wo er die Stiefel hinpacken sollte, jene nägelbeschlagenen Bergstiefel, die er in Innsbruck erwerben wollte.

In Innsbruck!

Ueberwältigt von dem unbeschreiblichen Glück dieser Vorstellung sank Heinrich in seine Kissen zurück.

„Frau Lehmann," flüsterte er, „bitte lassen Sie den Koffer hier neben meinem Bette stehen. Ich möchte ihn über Nacht gern bei mir haben."

Seine dürre Hand strich liebkosend über den Koffer und blieb darauf liegen, als der Schlaf den Kranken übermannte. Am nächsten Morgen war Heinrich Bandelow tot.

Auf seinem Gesicht lag noch das selige Lächeln, und seine Hand ruhte noch auf dem Reisekofferchen.

Frau Lehmann weinte still und bitterlich.

„Nun kann er reisen," sagte sie leise. „Nun kommt er noch viel weiter fort, als er dachte — auch ohne Koffer!"

Und sie zog ihm das Laken über das Gesicht.

Gedanken über bildende Kunst.

Was soll ich mit allen Zweigen und Blättern, mit dieser genauen Kopie der Gräser und Blumen? Nicht diese Pflanzen, nicht die Berge will ich abschreiben, sondern mein Gemüt, meine Stimmung, die mich gerade in diesem Moment regiert, diese will ich mir selber festhalten und den übrigen Verständigen mitteilen. Tieck.

Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten. Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.